

(Nachdruck verboten.)

14)

## Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Heß.

„Selbe Dublette in der Ecke,“ sagte Bel-Agamalow. Er konnte infolge seines niedrigen Wuchses schlecht ankommen und mußte sich mit dem Leib über das Billard legen. Vor Anstrengung rötete sich sein Gesicht und auf der Stirn schwellen, wie bei einem V zwei am Nasenrücken zusammenlaufende Adern an.

„Dreh!“ foppte ihn Olsjar. „Das bringe ich nicht einmal fertig.“

Das Queue Agamalows glitt mit trockenem Knacken an der Kugel hin, diese bewegte sich aber nicht von der Stelle.

„Ein Kicks!“ schrie Olsjar vergnügt und tanzte einen Cancan um das Billard herum. „Schnarchst Du wohl beim Schlafen, Liebste?“

Agamalow stieß mit dem dicken Ende des Queues auf den Fußboden.

„Red mir nicht immer ins Spiel drein!“ rief er, mit seinen schwarzen Augen blühend, „sonst hör' ich auf!“

„Reg Dich nicht auf, das schadet nur. „Modistin in der Ecke“! . . .“

An Romaschow trat eine der Ordonnanzen heran, die im Vorzimmer postiert waren, um den Damen beim Ablegen der Mäntel behülflich zu sein.

„Herr Leutnant, ein Fräulein bittet Sie in den Saal.“

Im Saal gingen bereits drei soeben angekommene Damen langsam auf und ab. Alle drei waren nicht mehr jung. Die älteste, die Frau des mit der Wirtschaft betrauten Offiziers, Anna Iwanowna Mignowa, wandte sich in strengen und affektiertem Tone, die Endsilben der Worte kapriziös dehnend und mit mondäner Wichtigkeit mit dem Kopf nickend, an Romaschow: „Unterleutnant Romaschow, lassen Sie etwas zur Unterhaltung spielen, bitte je—ehr . . .“

„Sehr gerne, meine Damen.“

Romaschow verbeugte sich und trat zum Musikantenfenster. „Siffermann,“ rief er dem Kapellmeister zu, „spielen Sie etwas auf!“

Durch das offene Galerienfenster drangen die ersten Klänge der Ouvertüre aus dem „Leben für den Zaren“, und im Takte dazu zuckten die Lichtzungen auf und nieder.

Die Damen versammelten sich allmählich. Früher, vor einem Jahre, liebte Romaschow diese Minuten vor dem Valle über alles; wenn er in seiner Eigenschaft als Tanzordner im Vorzimmer den eintretenden Damen entgegenging. Wie geheimnisvoll und reizend erschienen die Damen ihm dann, wenn sie vom Licht, von der Musik und Tanzerwartung erregt, sich mit fröhlicher Geschäftigkeit ihrer Skapuzen, Woas und Pelze entledigten. Gleichzeitig mit dem weiblichen Gelächter und heklenden Gesprächen füllte sich der enge Flur plötzlich mit dem Duft von Frost, Parfüm, Puder und Glacéhandschuhen — und mit dem unsagbaren, tief erregenden Duft gepudrter hübscher Frauen vor einem Valle. Wie glänzend und verliebt erschienen ihm ihre Augen im Spiegel, vor dem sie schnell ihre Frisur in Ordnung brachten. Wie lieblich klang das Rauschen und Knistern ihrer Röcke. Welch wunderbarer Zauber lag in der Berührung ihrer kleinen Hände, ihrer Schärpen und Fächer! . . .

Jetzt war dieser Zauber vergangen, und Romaschow wußte, daß das für immer war. Er begriff jetzt, nicht ohne eine gewisse Scham, daß vieles von diesem Zauber aus der Lektüre schlechter französischer Romane geschöpft war, in denen unabänderlich geschrieben wird, wie Gustav und Armand beim Valle in der russischen Gesellschaft das Vestibül durchschreiten. Er wußte sogar, daß die Regimentsdamen jahrelang ein und dasselbe „schlechte“ Kleid trugen und klägliche Versuche machten, es zu besonders feierlichen Abenden aufzuarbeiten, und die Handschuhe mit Benzin reinigten. Lächerlich und prätenziös erschien ihm die allgemeine Leidenschaftliche Vorliebe für Federn, Schärpen, große falsche Steine und Bänder. Darin äußerte sich ein sehr geschmackloser, familienmäßiger, schließlich auf bunte Lappen gerichteter

Lurus. Man verwandte fette weiße und rote Schminke, aber ohne Verständnis und plump bis zur Naivität. Bei manchen Damen nahmen infolge dieser Mittel die Gesichter einen bösen bläulichen Schimmer an! Am unangenehmsten war für Romaschow aber der Umstand, daß er, wie alle im Regiment, die hinter den Kulissen sich abspielende Geschichte jedesalles, jedes Kleides, fast jeder koketten Redensart kannte; er wußte, was sich dahinter verbarg: traurige Armut, übermäßige Anstrengungen, Listen, Geklatz, gegenseitiger Neid, ohnmächtige provinziale Sucht nach großstädtischem Leben und endlich langweilige, gemeine Liebesverhältnisse . . .

Es kamen Hauptmann Talmann nebst Frau: beide sehr große, stattliche Gestalten; sie eine zärtlich aufgelöste Blondine, er mit braunem Räuber Gesicht, beständigem Husten und schriller Stimme. Romaschow wußte schon vorher, daß Talmann sofort seine gewöhnliche Redensart machen würde, und jetzt krächzte er wirklich, während seine Zigeuneraugen im Saale herumliefen:

„Nä, Unterleutnant, wird im Kartenzimmer schon Wint gespielt?“

„Nein, noch nicht. Sind alle im Eßzimmer.“

„Noch nicht? Weißt Du, Sonetschka, dann gehe ich . . . ins Eßzimmer — den „Invaliden“ durchsehen. Sie, lieber Romaschow, behüten Sie . . . Es gibt ja wohl irgendeine Quadrille.“

Dann flatterte Familie Dylatschew in den Flur — ein ganzes Nest hübscher, lachender, lipfelnder Fräulein unter Obhut der Mutter, einer kleinen, lebhaften Dame, die mit vierzig Jahren unermüdet tanzte und beständig Kinder gebar — zwischen der zweiten und dritten Quadrille — wie der Regimentswibbold Artshakonski von ihr sagte.

Die Fräulein lispelten, lachten und unterbrachen sich gegenseitig, während sie auf Romaschow eindrangten.

„Warum sind Sie nicht zu uns gekommen?“

„Beser, Beser, Beser!“

„Schlechter, Schlechter, Schlechter!“

„Beser, Beser! . . . Bitte, tanzen Sie mit mir die erste Quadrille.“

„Mes Dames! Mes Dames!“ sagte Romaschow, der wider Willen zum liebenswürdigen Kavalier wurde und nach allen Seiten dienerete. In diesem Augenblick sah er zufällig nach der Eingangstür und erblickte hinter der Scheibe das magere, dicklippige Gesicht Raisa Alexandrowna Petersons unter einem weißen, muldenförmig über den Hut geschlungenen Tuche. Romaschow verstand jugenhaft schnell im Gastzimmer. Aber so kurz dieser Augenblick auch gewesen war, und wie sehr der Leutnant sich auch einredete, Raisa hätte ihn nicht bemerkt — so empfand er dennoch Unruhe. In dem Ausdruck der kleinen Augen seiner Geliebten spürte er eine gewisse neue, beängstigende, grausame, bösertige und überzeugte Drohung.

Er ging ins Eßzimmer. Hier war schon viel Publikum versammelt; fast alle Plätze an dem langen Tisch mit Wachstuch waren besetzt. Blauer Tabaksqualm schaukelte sich in der Luft. Es roch nach heißem Fett aus der Küche. Zwei oder drei Offiziersgruppen hatten schon zu essen und zu trinken begonnen. Ein Offizier las die Zeitung. Dichtes, buntes Stimmengewirr verdrängte mit dem Klirren der Messer, dem Klappen der Billardkugeln und dem Knallen der Küchentür. An die Füße wehte es kalt aus dem Flur herein.

Romaschow suchte Leutnant Bobetinski und trat zu ihm. Bobetinski stand am Tisch, hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt, schaukelte sich auf den Socken und Fußspitzen und blinzelte infolge des Zigarettenrauches mit den Augen. Romaschow berührte ihn am Armel.

„Ach?“ wandte sich jener um, zog die Hand aus der Tasche, drehte, ohne mit Augenblinzeln aufzuhören, mit ganz besonderem Ausdruck den langen, blonden Schnurrbart, schielte auf ihn herab und ließ den Ellbogen in der Luft hängen. „Ach — äh! Sie sind das? Sehr angenehm . . .“

Er sprach stets in diesem abgerissenen, gekünstelten Tone und ahmte dabei, wie er selbst glaubte, die jeunesse dorée der Garde-Offiziere nach. Er hatte eine hohe Meinung von sich, hielt sich für einen Pferde- und Frauenkenner, einen

guten Tänzer und dabei ästhetischen Weltmann, der trotz seiner vierundzwanzig Jahre schon sehr verlebt und blasiert war. Deswegen hielt er die Schultern stets malerisch nach oben gezogen, äßte häßliches, französisches Wesen nach, ging schlapp und machte beim Sprechen müde, nachlässige Gesten.

„Peter Thaddejewitsch, lieber Freund, kommandieren Sie heute für mich,“ bat Romaschow.

„Mais, mon ami!“ Bobetinski zog die Schultern und Brauen hoch und machte dumme Augen. „Aber . . . mein Freund,“ überlegte er, „in welcher Hinsicht? Pourquoi? Wirklich, Sie . . . wie soll ich sagen, — setzen mich in Erbschaften!“

„Lieber Freund, bitte . . .“  
„Salt . . . Erstens ohne jede Familiarität! Was ist denn das — Lieber Freund, etcetera?“

„Nun, ich bitte Sie, Peter Thaddejewitsch . . . Ich habe Kopfschmerzen . . . und Halsweh . . . kann wirklich nicht.“

Romaschow bat den Kameraden lange und eindringlich. Endlich entschloß er sich sogar, eine Schmeichelei einfließen zu lassen. Niemand im Regiment verstand so hübsch und abwechslungsreich wie Peter Thaddejewitsch Tänze zu arrangieren. Und außerdem hätte eine Dame ihn darum gebeten . . .

„Eine Dame? . . .“ Bobetinski machte ein zersprengtes, melancholisches Gesicht. „Eine Dame? Mein Freund, in meinen Jahren . . .“ Er lächelte mit affektierter Traurigkeit und Blasiertheit. „Was sind mir die Weiber? Ha — ha — ha . . . Ein Rätsel! Nun gut, also ich erkläre mich bereit . . . bereit.“

Und in demselben blasierten Tone fügte er plötzlich hinzu:

„Mein lieber Freund, haben Sie nicht . . . wie soll ich sagen . . . drei Rubel?“

„Leider nein!“ seufzte Romaschow.

„Aber einen?“

„Sml . . .“

„Unangenehm, Herr . . . nicht zu machen. Nun kommen Sie, in diesem Falle wollen wir einen trinken.“

„O weh! Ich habe auch keinen Kredit, Peter Thaddejewitsch.“

„So—o? O, armes Kind! . . . Macht nichts, kommen Sie.“ Bobetinski machte eine weitausholende, nachlässige, großmütige Geste. „Ich lade Sie ein.“

Im Wohnzimmer war unterdessen die Unterhaltung lauter und gleichzeitig für alle Anwesenden interessanter geworden. Man sprach von Offiziersduellen, die damals eben erst erlaubt worden waren, und die Meinungen darüber gingen sehr auseinander.

Am meisten beherrschte die Unterhaltung Leutnant Artschakowski, eine ziemlich dunkle Persönlichkeit, dazu ein Falschspieler. Man erzählte sich insgeheim, daß er vor seinem Eintritt ins Regiment als Aufseher einer Poststation vor Gericht gekommen wäre, weil er einen Postkillion durch einen Faustschlag getötet hätte.

„Duell sind schon in der Garde für die verschiedenen Frechdächse und Farenmacher,“ sagte Artschakowski grob, „bei uns aber . . . Nun gut, ich bin ledig . . . Nehmen Sie einmal an, ich habe mit Wassili Wassilitsch Wipski im Kasino getrunken, und habe ihn in der Trunkenheit hinter die Ohren geschlagen. Was sollen wir machen? Wenn er sich nicht mit mir schlagen will — fliegt er aus dem Regiment; fragt sich, wovon die Kinder satt werden? Tritt er aber zum Duell an, und ich jage ihm eine Kugel in den Leib, haben die Kinder wieder nichts zu essen . . . Alles Unsinn.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Goldstück.

Von Maurice Level.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Der Landstreicher sah am Begrande. Seit zwei Tagen wanderte er aus Geradenwohl unter der brennenden Sonne, ruhte sich in der Nacht in einem Schuppen aus und setzte bei Tagesanbruch seine Wanderung wieder fort. Wenn die Frauen in den Häusern seinen wilden Bart und die Lumpen, mit denen er bedeckt war, bemerkten, riefen sie ihre Kleinen zu sich, die sich dann ängstlich an ihre Röcke schmiegeten. Wenn er, der zu allem bereit war, auf den Feldern um Arbeit ansprach, wies man ihn mit harten Worten fort, und, den Kopf etwas tiefer senkend,

zog er mit resignierter Miene, seinen Stod nachschleifend, weiter. Wenn er aber einige Schritte gegangen war und nicht befürchtete, gesehen zu werden, dann wuschte er sich mit dem Handrücken die dicken Tränen ab, die über seine Wangen liefen.

In dieser Stunde jedoch packte ihn die Wut, die Wut, die aus dem hungrigen Magen emporsteigt, und einzelne Worte entzangen sich unwillkürlich seiner Lippen:

„Das ist nicht gerecht . . . das . . . das . . .“

Er hob seiner Kränkel und unterdrückte einen Fluch, doch bei dieser Gelegenheit stieß der Stod auf den Erdboden, und er sah etwas Glänzendes hochspringen, das mit hellem Klange wieder zurüdfiel.

Er bückte sich, suchte im Staube.

„Das nenne ich Glück!“

In seinen Fingern drehte er ein Goldstück hin und her, das er eben aufgehoben. Er wagte nicht, an einen solchen Fund zu glauben.

„Ein Goldstück . . . ein richtiges . . . Wie lange habe ich keins in meinen Händen gehabt . . . Jetzt kann ich mich also satt essen, satt trinken und in einem Bette schlafen . . . Dann kann ich, wenn ich unterwegs Arbeit finde, ganz bequem nach der Stadt kommen. Na, da werde ich mich schon durchbringen.“

Er überlegte:

„Das Geld gehört ja aber nicht mir . . . Wenn mich jemand gesehen hätte . . .“

Er sah sich nach allen Seiten um. Er war allein, ganz allein auf der Landstraße.

In der Ferne zur rechten Seite hinter den goldschimmernden Getreidefeldern hob sich ein Dorf vom Horizont ab. Er bemerkte ganz genau die Strohdächer und den Kirchturm . . . Plötzlich wanderte er querfeldein und lief dann weiter an den Kornfeldern vorbei, während die langer Lehren ihn kitzelten.

Vor einer Herberge blieb er stehen.

„Guten Tag, alle miteinander.“

Die Wirtin versperrte die Tür und fragte:

„Was wollt Ihr?“

„Ich möchte essen.“

„Wir haben keine Reste . . . Geht Eurer Wege.“

Er blinzelte mit den Augen.

„O, ich bettele nicht, ich kann bezahlen.“

Er ließ das Goldstück in seinen Händen springen. Wertumbert, bei einem Landstreicher Geld zu sehen, rief die Wirtin ihren Mann.

Er betrachtete misstrauisch die zwanzig Frank und fragte dann:

„Woher habt Ihr das?“

„Was kümmert Euch das, wenn ich bezahle?“

„Nun, ich will Euch aber nichts verkaufen.“

Der Landstreicher blieb einige Sekunden stumm, dann steckte er das Geldstück wieder in die Tasche und ging achselzuckend von dannen.

Der Wirt und seine Frau folgten ihn mit den Augen.

„Da hat wieder einmal einer einen kühnen Streich ausgeführt.“

„Wollen wir's dem Feldhüter mitteilen?“

Es kam ein Kunde, man erzählte die Geschichte und übertrieb sie bereits.

„Ein Lump mit einem Gesicht, daß man Furcht bekommen konnte, wollte mich mit einem Louis'd'ore bezahlen, — das ist nicht natürlich. Er klapperte noch mit anderen in der Tasche, und bei solchen Menschen weiß man ja nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen.“

In fünf Minuten war das ganze Dorf auf den Fremden aufmerksam geworden. Gassenjungen folgten ihr mit feindseligen Mienen aus der Ferne, und er wunderte sich, während er müde seines Weges wanderte, ohne zu begreifen, über die Gesichter, die ihn so neugierig anstarrten.

In jedem anderen Tage wäre er vielleicht ärgerlich gewesen, doch heute, wo er Geld hatte, kümmerte er sich nicht darum.

Die Bäckerfrau ordnete in ihrem Laden gerade Brot, schön gebadenes Brot mit inisterner, brauner Kruste.

„Guten Tag Frau Meisterin, ich möchte ein Brot.“

„Geht Eurer Wege.“

„O mar hat ja in Eurer Gegend gerade nicht viel Vertrauen.“

Aber weil man keine schönen Meider hat, braucht man deshalb doch nicht zu betteln. Na, macht Euch bezahlt.“

Er hielt das Goldstück hin.

„Wenn ich Euch doch sage, Ihr sollt machen, daß Ihr fort- kommt.“

Er blieb mit ausgestrecktem Arm und offenem Munde stehen.

„So, Ihr wollt nicht, Ihr . . .“

Er schüttelte den Kopf, murmelte: „Dumme Gans,“ und ging seiner Wege.

Überall, beim Krämer, beim Fleischer, überall dieselben Worte.

Er fragte sich:

„Warum wollen sie mir denn nichts verkaufen, da ich doch bezahlen kann. Vielleicht ist das Goldstück nicht echt?“

Er wagte nicht mehr, es herauszuholen, und betastete dieses kleine, von seiner Berührung warme, blinkende und runde Goldstück unter den Brotkrümeln und dem zerblätternen Tabak in der Tasche.

Der Abend brach herein. Er hatte noch nichts gegessen. Wieder wanderte er über die Landstraße und murmelte dabei:

„Ich kann doch mit den zwanzig Frank, die ich bei mir habe, nicht vor Hunger krepieren.“

Nach und nach indeffen ging ihm ein Licht auf.

„Nein, nein, ich sehe nicht so aus, daß man mir ein Goldstück zutraut. Wenn ein Hungerleider wie ich Geld in den Fingern hat, das sieht verdächtig aus, man fragt sich, woher ich das habe. . . man glaubt vielleicht, ich habe es gestohlen. . . ich habe jemand im Walde überfallen. . . Ja, ja, man bekommt ein merkwürdiges Gesicht, wenn man Hunger hat.“

Während er so dachte, sah er einen Mann auf sich zukommen; auch er ging mit gebeugtem Rücken und schleppenden Schritten. Er trug abgeschabte Kleider, ein alter Hut bedeckte seinen Kopf, und sein ungepflegter, vom Staube ganz grauer Bart ließ das gebräunte Gesicht noch schärfer hervortreten.

Die beiden Männer blieben stehen und reichten einander die Hand, denn alle Menschen, die Not leiden, kennen sich auch.

„Wo gehst Du hin, Kamerad?“ fragte der Mann mit dem Goldstück.

„Ich möchte das Dorf noch erreichen, denn ich will dort übernachten. Machen wir den Weg zusammen?“

„Nein, ich gehe nach der entgegengesetzten Seite, und wenn ich Dir einen Rat geben kann, kehre um. . . man ist dort nicht freundlich gegen die Landstreicher. Ich komme von dort. Du wirst keine Scheune finden, wo Du schlafen kannst.“

„Ach was, wenn man Geld hat.“

„Ja, selbst wenn man Geld hat!“

Er wollte sagen, „namentlich wenn man Geld hat,“ schwieg aber, und der andere fuhr fort:

„Die Bauern sind überall gleich. So lange sie glauben, man bettele sie an, stellen sie sich stumm, wenn man ihnen aber das zeigt.“

Dabei klapperte er mit einigen Sousstücken in der Tasche und fing an zu lachen:

„Es ist ja nicht viel, siebzehn Sous, aber drei Tage wird's doch reichen.“

Während dieser Worte sagte sich der andere, der den ganzen Tag nichts gegessen hatte:

„Der Mensch ist mit seinen siebzehn Sous reicher, als ich mit zwanzig Frank. Er wird Brot bekommen, ein Bündel Stroh, auf das er seinen Kopf legen kann.“

Plötzlich kam ihm ein Gedanke:

„Höre mal, gib mir doch etwas.“

Doch sofort schloß der andere die Hand mit dem Gelde.

„Ich kann nicht, ich habe gerade so viel, daß ich nach der Stadt komme, und wer weiß, ob das noch langt.“

„Hast Du kein Brot?“

Der andere schlug auf das Kängel und sagte:

„Nein, auf Wiedersehen.“

Er ging einen Schritt, doch der Landstreicher hielt ihn zurück.

„Du wirst doch nicht fortgehen und mich hier krepieren lassen?“

„Ich habe nichts.“

„Doch, doch, Du hast ja siebzehn Sous. . . da, wir sind doch Reisegefährten.“

„Ich kann nicht, ich habe es Dir ja eben gesagt: Du kannst doch unterwegs arbeiten.“

Der Hunger, der gräßliche Hunger zerriß dem Begabunden die Eingeweide und erfüllte ihn wie mit einem merkwürdigen Nausée.

„Höre, ich kaufe Dir Deine siebzehn Sous ab. Jawohl, ich werde sie Dir gut bezahlen. . . Ich gebe Dir zwanzig Frank dafür.“

Der andere riß die Augen weit auf, während der Mann schnell fortfuhr:

„Ja, ja, zwanzig Frank, ich habe sie heute Morgen auf dem Wege gefunden. Aber nirgends will man sie mir abnehmen, weil ich zu zerlumpt aussehe. Da, sieh her, das sind ja keine Kleider mehr, das sind Fetzen, und dann glänzt mir wohl der Hunger aus den Augen, und das macht häßlich. . . Na, kurz und gut, die Leute haben Angst. . . Du hast aber viel bessere Kleider, mit Deinem großen Hut siehst Du wie ein reisender Schäfer aus; wenn Du zwanzig Frank in den Händen hast, so wird man sich nicht darüber wundern. Und dann hast Du vielleicht nicht so viel ausgestanden, wie ich. . . Du hast vorhin gegessen, ich hungere aber seit zwei Tagen.“

Er sprach die letzten Worte mit leiser Stimme, gleichzeitig verschämt und wild. Ganz nahe an den anderen herantretend, fuhr er fort:

„Du siehst, das Geschäft ist gut. . . Du hast wohl Angst, es ist falsch? . . . Da, höre nur, wie es klingt. . . Da hast Du's. . . Gib mir Deine siebzehn Sous.“

Doch der Mann trat zur Seite und stieß das Goldstück zurück:

„Ach was, behalte Dein Geld, Du bist ja reicher als ich.“

„Du hast mich nicht verstanden, es hat ja für mich keinen Wert!“

„Ich will es nicht haben.“

„Gib mir Deine siebzehn Sous.“

„Nein, nein! Auf Wiedersehen.“

Eine wilde Wut bemächtigte sich des Landstreichers; wahnjinnig vor Hunger knirschte er mit den Zähnen, preßte die Fäuste zusammen, packte den anderen bei der Kehle und schrie:

„Gib!“

Der Mann wehrte sich und versuchte, sich der Umschlingung zu entziehen. Er streckte die Arme aus, versuchte zu rufen, doch die Augen traten ihm aus den Höhlen, dann sank er zu Boden. Die Sousstücke fielen in den Sand. . .

Der Mörder troch auf allen Vieren herum, hob sie, ohne zu zählen, auf und lief fort.

Als er die ersten Lichter des Dorfes auftauchen sah, blieb er atemlos stehen und bemerkte jetzt, daß er das Goldstück in den Zähnen hielt. In der Tasche fühlte er das Kupfergeld. Plötzlich trat das Grauen über sein Verbrechen vor seine Augen, und er bekam Angst. Doch der Hunger wühlte in den Eingeweiden, er nahm das Goldstück und warf es mit weitem Schwunge fort.

In den Blättern hörte man ein leises Geräusch, als wenn ein Zweig auf einen Moosboden fällt. . . In langen Sähen erreichte der Mann das Dorf.

„Für vier Sous Brot, bitte!“

Die Bäckerfrau nahm ein Stück und reichte es ihm. Er erzitterte. Die Berührung der mit Staub bedeckten Münzen ließ ihn erbeben.

Doch das Brot war weich und die Kruste knusperig; er biß gierig hinein, verließ schnell den Laden und versank in die Nacht, deren Stille nur ab und zu der Fall eines Zweiges auf die Blätter unterbrach — genau derselbe Laut, den vorhin das Goldstück beim Niederfallen hervorgerufen hatte. —

### Kleines feuilleton.

— Die Rettung der Sittlichkeit. Der „Frankfurter Ztg.“ wird erzählt: Ein Verein, der sich in besseren Zeiten einmal den schönen Namen „Kulturverein“ beigelegt hat, baut sich ein neues Saalgebäude für Konzerte usw. Mit künstlerischem Schmuck soll dabei nicht geizt werden; man kann sich ja leisten. Unter anderen erhält ein junger Maler den Auftrag, Kartons für Mosaikbilder zu entwerfen. Er wählt für zwei seiner Bilder das Jungbrunnenmotiv. Die Bilder werden angenommen, freilich nach manchem Ach und Weh. Denn auf dem einen davon wird die müde Alte von einem nackten Bublein ins jügende Bad gezerrt, und die Nacktheit des Bubens ist so lange gefährlich, bis ein Kränzlein die gefährlichste Gegend deckt. Das andere Bild aber will man nach langem Hin und Her riskieren, obwohl es die Neugeborene nackt, ohne Feigenblatt, ohne Viktenzengel, ja sogar ohne schamhafte Seitendrehung aus dem Bade schreien läßt! Man fühlte doch wohl, mit welcher Freude der Künstler den schönen Körper hingezichnet hatte und wie es ihn schmerzt hätte, wenn man ihm aus der reinen Gestalt der Jugend eine Kubität gemacht hätte, bei der es Pitantes zu verhüllen gibt. Die Bilder wurden in Glasmosaik ausgeführt und eines Tages leuchtete den spaziergehenden Männlein und Weiblein auch die nackte Figur entgegen. Ein Vierteljahr stand sie. Die Sittlichkeit der Stadt hatte nicht weiter gekittet, und auch die Präden hatten sich schon an die Gestalt gewöhnt. Seit ein paar Tagen ist sie wieder verhüllt, und wenn das Tuch der Schande — nicht ihrer Schande — wieder weg sein wird, wird sie nicht mehr nackt sein. Ein ultramontanes Blättchen, so unbedeutend wie nur eins im ganzen Vaterlande, hatte in den köstlichen Tönen die allen Guten angetane Schmach ins Land geschmeitert, und schon dieser einzige Trompetenschrei hat die künstlerische Ueberzeugung der Dauberren eben jenes Kulturvereins so erschüttert, daß sie umfielen. Umfielen, als kluge Leute, bevor noch das Echo zurückkam, das so viel gefürchtete aus der jetzt eben zusammentretenden Versammlung der offiziellen Sittlichkeitswächter des Landes, der Abgeordneten. Man verlangte zuerst in persönlicher Rücksprache vom Künstler Aenderung der anstößigen Figur; er blieb fest. Man verlangte das Gleiche durch einen Rechtsanwalt: kostenlose Aenderung (ein halbes Jahr, nachdem das Bild angenommen war!) und ohne Rücksicht darauf, ob die Aenderung künstlerisch berechtigt oder unberechtigt sei! Der Künstler gab kein Antwort mehr. Nun hat sich ein anderer gefunden. Das Mädel wird auch sein Kränzchen haben, oder sein Röschchen, vielleicht auch noch ein Busentuch. Das Vaterland ist dann gerettet, die Landesboten haben nichts zu tabeln. — Die Geschichte passierte aber nicht im schwarzen Niederbayern oder in Trier oder in einem miederischen Provinzialstädtchen des protestantischen Nordens, wo die offiziellen priesterlichen Sittlichkeitsretter Herren und Meister sind, sondern in der freisinnigen Stadt Nürnberg, in der Stadt Albrecht Dürers und unter der Verantwortung eines Künstlers, der zugleich Direktor des für die kunstgewerbliche Entwicklung Bayerns wichtigen öffentlichen Institutes ist. —

k. Zehn Monate in einer Eiswüste. Aus London wird berichtet: Eine furchtbare Reise hat die Frau „Stork“ hinter sich, die am Mittwoch, nachdem sie schon lange überfällig war, im Hafen einlief. Am 29. Juni 1904 fuhr sie aus und kam im August nach Charlton Island im Nordwesten von Kanada an. Am 19. September 1904 trat das Schiff die Heimreise an. Bald erhob sich ein schwerer Sturm und die hochgehende See setzte dem kräftigen kleinen Fahrzeug stark zu. Dann geriet man auch in Packeis, das das Schiff immer dichter umgab. „Der Klang des Eises während der Nacht,“ erzählte der Vollmatrose Orr, „war, wie wenn eine Million Riesen mit den Zähnen knirschten.“ Trotzdem widerstand das Schiff und drehte einige Tage bei den Mansfield-Inseln bei,

einem unbewohnten Landstrich von 70 Meilen Länge am Eingang der Hudsonstraße. Nach kurzer Pause brach die Wit der Elemente nur noch heftiger los. Zwei Segel wurden fortgerissen, wieder legte sich das Packeis um das Schiff, und die hohe See drohte es zu verschlingen. Die neunzehn Mann an Bord bereiteten sich auf das Unvermeidliche vor. Es schien ihnen nur die Wahl der Todesart zu bleiben, vom Eise zermalmt zu werden, im Meere zu versinken oder auf der einsamen Insel zu verhungern. Die Mannschaft hat den Kapitän Ford, nach der Charlton-Insel zurückzuführen; diese wurde auch am 26. Oktober erreicht. Die Ladung, Kleidungsstücke und Material zum Bau von Hütten wurde an Land gebracht. Zehn Monate wurde das Schiff im Eise festgehalten. Die Matrosen gingen oft auf die Jagd und schossen wilde Kaninchen. Infolge der mangelhaften Nahrung brach Storbub aus; aber sie konnten sich aus Wacholderbeeren ein Getränk bereiten, das sie heilte. Bei einer Jagd auf wilde Enten kenterte das Boot, und ein Matrose ertrank. Am schwersten hatten sie unter der furchtbaren Kälte zu leiden. Als endlich das Schiff aus dem Eise befreit wurde, traf es das Polarschiff „Discovery“, das die Unglücklichen mit Lebensmitteln versorgte. —

**Geographisches.**

— Vom Tsadsee. Im „Geogr. Journ.“ für Juli ist ein Vortrag abgedruckt, den Oberst Jackson, der Leiter der englischen Abteilung der deutsch-englischen Kommission zur Vermessung der Grenze Tola-Tsadsee, über seine Beobachtungen und Arbeiten in dem Grenzgebiet im März in der Londoner geographischen Gesellschaft gehalten hat. Aus seinen Mitteilungen über den Tsadsee bringt der „Globus“ das Folgende. Das Zusammenschumpfen des Sees wird zurückgeführt im Osten auf die Versenkung durch den hereingewehten Wüstenwind, im Süden durch das Sinken des Niveaus wahrscheinlich infolge der Abnahme der Regenmenge, die wieder durch die zunehmende Entwaldung der Ufer erklärt wird. Das Seebett ist im Südwesten so flach, daß ein Sinken der Wasseroberfläche um wenige Zoll im Areal des Sees sich schon sehr deutlich bemerkbar macht. Jackson meint jedoch, daß das Niveau nicht so rapide sinkt, wie gewöhnlich angenommen wird. Man könne darüber jetzt keine genaue Kenntnis haben, da das Niveau der Verschiedenheit des Regenfalles entsprechend von Jahr zu Jahr variiere. Auf die Aussagen der Eingeborenen sei nicht viel Verlaß. Man erzählte dort von einer elfjährigen Periode der höchsten Wasserstände. Ein alter Mann sagte Jackson, daß vor 40 Jahren das Hochwasser gewöhnlich alljährlich die Mauern der Stadt Seram (Wulgo gegenüber) bespült habe, die heute 2,5 Meter über dem Wasserspiegel liegt, daß es aber seitdem beständig zurückgegangen sei. Jackson hält diese Angaben für übertrieben und verweist darauf, daß das Hochwasser von 1893 im Westen etwa denselben Punkt erreicht habe, wie das von Barth für 1854 erwähnte, nämlich die Stadt Ngornu. Eine interessante Erscheinung ist das zweite Hochwasser, das um die Mitte der Trockenzeit, um Weihnachten kommt und am höchsten zu sein pflegt. Die Regenzeit in Vornu geht mit dem September zu Ende und Mitte November auch das Hochwasser des Schari, so daß der See zurücktritt. Um Weihnachten aber steigt er wieder, und zwar in der Regel höher als zuvor. Diese Erscheinung ist also nicht auf die Zuflüsse oder den Regen zurückzuführen, sondern auf den starken Nordostwind, und macht sich an dem offenen Westufer weniger deutlich bemerkbar als in der Bucht im Südosten. Diese ist fast ganz mit 2½ bis 3 Meter hohem Gras und Moos bedeckt, und dort geht das Wasser, das der heftige Nordost vor sich her treibt, zeitweise über 800 Meter über den flachen Boden und zieht sich zurück, sobald der Wind sich legt. Jackson meint, es sei vielleicht möglich, daß die zweite Flut nur in der südöstlichen Bucht vorkommt, daß der nördliche Rand der Vegetation, die diese Bucht blockiert, dem durch den Wind hervorgerufenen Andrängen des Wassers eine Zeitlang widersteht, und daß, wenn er nachgibt, das Wasser hereinstürzt. —

**Astronomisches.**

Die Neue Einzelheiten über die wissenschaftlichen Ergebnisse der letzten Sonnenfinsternis hat Turner, Professor an der Universität Oxford, der die britische Gelehrtenexpedition nach Assuan in Ägypten geführt hat, jetzt über die Erfolge der englischen wie anderer astronomischer Untersuchungen innerhalb jenes Gebiets berichtet. Das Bedeutsamste an seinen Mitteilungen ist jedenfalls die Erörterung über das mögliche Vorhandensein einer oder mehrerer intramercurieller Planeten, d. h. von Himmelskörpern, die in noch geringerem Abstand als der Merkur die Sonne umkreisen und daher gewöhnlich durch den Glanz des Tagesgestirns dauernd überstrahlt und für das menschliche Auge unsichtbar gemacht werden. Während nach den bisherigen Nachrichten über die Beobachtungen der letzten vollständigen Sonnenfinsternis vom 30. August kein Anhalt für das Bestehen solcher Planeten gefunden sein sollte, erfahren wir durch Turner, daß im Gegenteil zum ersten Mal eine gewisse Wahrscheinlichkeit der Existenz solcher Himmelskörper nachgewiesen sei. Der Erfolg wäre dann den wahren Fernrohrbatterien zuzuführen, die von der amerikanischen Expedition auf die Sonne gerichtet worden sind. Turner hat selbst die photographische Aufnahme seines amerikanischen Kollegen Huxley gesehen und darauf deutliche Körper innerhalb des Sonnenfeldes erkannt. Es ist nun die Frage, ob diese Körper, die selbst auf den Niesenplatten der ameri-

nischen Aufnahmen nur als Flecken innerhalb des Strahlenkreises der Sonne erscheinen, sämtlich Fixsterne sind, oder ob sich unter ihnen ein neuer Planet befindet. Zum mindesten müssen Monate vergehen, ehe darauf eine Antwort auf Grund genauer Messungen gegeben werden kann. Vielleicht wird man vor der Hand überhaupt keine bestimmte Entscheidung darüber empfangen, da die photographischen Aufnahmen des in Spanien arbeitenden amerikanischen Astronomen Campbell leider nicht denselben Erfolg erzielt haben, weil ein leichter Dunst die schwächeren Sterne verhüllte. Es kann infolgedessen nur noch erhofft werden, daß die Astronomen in Algier zu einer Bestätigung der Entdeckung werden beitragen können. Jedenfalls wäre es ein Unglück, wenn ein neuer Planet, der sich zum ersten Mal auf einer der photographischen Platten dem Menschenauge verriet, jetzt wieder für sieben Jahre verloren gehen sollte, denn vor dem Jahr 1912 wird keine vollständige Sonnenfinsternis mehr stattfinden, die der Beobachtung günstige Gelegenheiten darbietet. Professor Turner macht auch einige Mitteilungen über die Beobachtung der eigentümlichen Schattenbänder, die kurz vor dem Beginn und kurz nach dem Ende der vollständigen Verfinsternung der Sonne über die Erde huschen. Die amerikanischen Astronomen in Ägypten haben ihnen eine scharfe Aufmerksamkeit zugewandt und sind jetzt geneigt, ihre Bewegungen mit den zur Zeit der Finsternis herrschenden Windströmungen in Zusammenhang zu bringen. Diese Auffassung kann vorläufig nur dazu beitragen, das Rätsel über die Entstehung dieser Naturerscheinung noch weiter zu verdunkeln, da die bisherigen Erklärungen von anderen Gesichtspunkten ausgegangen sind. Ein russischer Gelehrter, Dr. Dubinskij, hat auf einem Grab inmitten der Wüste mit einem Magnetographen gearbeitet und wirklich merkliche Störungen im Zustand des Erdmagnetismus während des Verlaufs der Finsternis festgestellt. Auch diese Tatsache könnte zur Erklärung der Schattenbänder beitragen. —

**Humoristisches.**

— Der Hypochonder. „Sehen Sie, Herr Doktor, wenn mir 'was fehlt, wie heute, dann bin ich beruhigt, weil Sie mir dann sagen können, was mir fehlt. Wenn mir aber nix fehlt, dann bekomme ich Angst, denn dann weiß ich nicht, ob mir nicht doch 'was fehlt, und Sie können mir auch nicht sagen, ob ich 'was hab'!“ —

— Ruhanwendung. Richter: „Sie haben den Pant der beiden Ehegatten angehört!... Welchen Eindruck haben Sie dabei gewonnen?“

Zeuge: „Daß ich mei' Lebtag nicht heirat', Herr Richter!“ —

— Ein guter Sohn. „Wie viel hab' ich getrunken, Willy?“

„Künn Maß, Vater!“

„So viel?... Wenn Dich nachher d' Mutter fragt, so sagst Du: drei — — jetzt komm'!“

„Ach, Papa, wenn ich doch einmal lügen soll, da kannst Du meinethwegen noch eine Maß trinken!“ —

(„Fliegende Blätter“.)

**Notizen.**

— Ein neuer Roman von Wildenbruch, „Das schwarze Holz“, ist soeben im Groteaschen Verlag, Berlin, erschienen. —

— Bernhard Shaw's Werke sind aus den öffentlichen Volksbibliotheken New Yorks verbannt worden. Der Senior urteilte also: Da Shaw in einem seiner Werke die Ansicht vertritt, der Richter in seinem Richterstuhl sei kein geringerer Verbrecher als der Gefangene auf der Anklagebank, so könne solch eine Lehre womöglich zur Vermehrung jugendlicher Verbrecher in New York führen, und dem müßte vorgebeugt werden. —

— Das Deutsche Theater wird am Freitag mit Kleists „Räthchen von Heilbronn“ eröffnet. Die zu der Dichtung komponierte Musik rührt von Hans Pfitzner her. — Am einem Freitag und an einem 13. — abergläubisch scheint der Theaterdirektor nicht zu sein. —

— Schönhans Lustspiel „Klein-Dorrit“ wurde am Donnerstag gleichzeitig am Wiener Burgtheater, am Dresdener Hoftheater und am Schweriner Hoftheater zum ersten Mal aufgeführt. Nur in Schwerin gab's so etwas wie einen Erfolg. —

— „Der getreue Eduri“, J. J. Davids neues Schauspiel, ist bei der Uraufführung am Stadttheater in Graz durchgefallen. —

— Ein neues Schauspiel von Stefan Großmann, „Der Vogel im Käfig“, ist von dem Wiener Theaterdirektor Farno für seine Bühnen erworben worden. Das Stück spielt hinter Zuchthausmauern, vor Gericht und unter Sträflingen. —

— Ludwig Dettmann soll zum Direktor der Unterrihts-Anstalt des Kunstgewerbe-Museums ausserberufen sein. —

— Der bekante Geograph Professor von Richtigshofen ist in der Nacht zum Sonnabend den Folgen eines Schlaganfalles erlegen. Er war 1833 in Karlsruh in Schlesien geboren. Sein mehrbändiges Hauptwerk handelt über China. Seit 1902 war er Direktor des neu gegründeten Instituts für Meerestunde. —